

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 16 (1936-1937)
Heft: 1

Artikel: Das Bauerntum und die bürgerliche Wirtschaftsweise
Autor: Schmidt, Georg C.L.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-158173>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zwei bedeutende Staatsmänner waren es, die das tschechische Volk einst aus der Periode der Fremdherrschaft zur Freiheit führten. Der eine, der Philosoph, ist alt geworden und wird kaum mehr entscheidend in die Politik eingreifen — der andere steht heute, berufen vom Vertrauen und der Dankbarkeit seines Volkes, an der höchsten Stelle des Staates. Er hat seinem engeren Vaterlande große und unvergängliche Dienste geleistet — wer den staatsmännischen Geist und das so oft bewiesene politische Geschick dieses Mannes bedenkt, wird die Hoffnung hegen, daß es ihm gelingen werde, auch das Grundproblem seines weiteren Vaterlandes, das er selbst gegründet hat, einer Lösung im Sinne der Demokratie und der Freiheit entgegenzuführen.

Es ist müßig und zwecklos, die andere Alternative auch nur anzudeuten.

Das Bauerntum und die bürgerliche Wirtschaftsweise.

Von Georg C. L. Schmidt.

Um 6. August 1935 hat der Bundesrat eine Verordnung von 22 Artikeln erlassen, welche Behörden und Verbände verpflichtet, auf die Einschränkung der Zucht und Mast von Rindvieh, Schweinen und Geflügel hinzuwirken. Vom Standpunkt des Freihandels aus muß jeder einen derartigen Eingriff in die wirtschaftliche Erzeugung bekämpfen. Doch diese Maßnahme ist nur eine Folge und ein Bestandteil unseres gesamten agrarpolitischen Systems. Denn sie stellt im Grunde die notwendige Ergänzung dar zu den mannigfachen Vorkehrungen, welche der Bund für die Festlegung der Preise von Bieh, Milch und Milchprodukten getroffen hat.

Wenn sich die Einschränkung der Produktion im gleichen Maße durchsetzt wie die Stützung der Preise, so hat die schweizerische Landwirtschaft in ihrem wichtigsten Betriebszweige mit einer planmäßigen, einer geleiteten Wirtschaft zu rechnen: nicht der Markt, sondern Verbände und Behörden bestimmen die Preise, nicht der Bauer, sondern seine Organisationen und die Verwaltung legen den Umfang der Erzeugung fest.

Diese neuartige Sachlage entspringt keiner grundsätzlichen Umstellung der Wirtschaftspolitik oder der Bauernschaft; sie ist ein Ausfluß der Not, in welche die weltweite Wirtschaftskrise unser Land versetzt hat. Doch hängt es nur von der Dauer und der Durchführung der neuen Ordnung ab, ob sie den Ausgangspunkt bildet zu einer besonderen Form der Agrarwirtschaft. Mit den Überlieferungen des 19. Jahrhunderts würde diese Wirt-

schafsstweise im Widerspruch stehen. Mit den Ordnungen und Gewöhnungen, welche die schweizerische Landwirtschaft des 18. Jahrhunderts kennzeichnen, hätte sie im Gegenteil mehr als einen Zug gemeinsam. Namentlich verfügten auch in jener Frühzeit die Bauern nicht frei über ihre Erzeugung, auch damals unterlag die Preisbildung öffentlich-rechtlichen Vorschriften.

Die Autoritäten, welche jene Ordnung aufrechterhielten, sind von den Leitern der gegenwärtigen „Planwirtschaft“ allerdings sehr verschieden. Heute geben Beamte und Verbandssekretäre den Ausschlag, die sich durch Bildung und Lebenshaltung von den Landleuten deutlich abheben. Im 18. Jahrhundert lag die Entscheidung bei einer Gemeinschaft von Bauern oder doch bei Regenten, welche dem Landvolk nach Geistesart und Aufwand recht nahe standen. Auch die Richtlinien und die Methoden der wirtschaftlichen Führung gleichen einander nicht. Heute sind volkswirtschaftliche und betriebstechnische Gesichtspunkte allein maßgebend; damals fiel auch das Herkommen entscheidend ins Gewicht. Heute werden die Richtlinien von einer zentralen Stelle ausgegeben und hierauf nach Maßgabe des einzelnen Falles abgewandelt; im 18. Jahrhundert waren sie von Anfang an je nach dem Tal oder der Ortschaft verschieden. Diese Abweichungen treten jedoch in den Hintergrund gegenüber dem Umstand, daß die eben angedeuteten Ordnungen am Beginn und vermutlich auch am Ende einer säkularen Befreiung und Entfaltung der bäuerlichen Wirtschaft stehen. Wir möchten diese Emanzipation als „kapitalistische Entwicklung“¹⁾ des Bauerntums bezeichnen; dann haben die sie begrenzenden Zustände als vorkapitalistische und spätkapitalistische Wirtschaftsformen zu gelten.

Von den heutigen Verhältnissen besitzen wir noch zu wenig Abstand, um mit Sicherheit sagen zu können, was an ihnen wesentlich und von Dauer sein wird. Über die bäuerlichen Wirtschaftstypen des 18. und des 19. Jahrhunderts lassen sich hingegen jetzt bestimmte Aussagen machen.

I.

Das schweizerische Bauerntum der vorkapitalistischen Zeit ist vor allem gekennzeichnet durch eine wesenhafte Einheit in Denken und Haltung. Es stellte einen geschlossenen Stand dar, einen besonders gearteten Lebenskreis. Der Bauer jener Epoche bildete sich nicht ein, ein Herr zu sein oder je werden zu können. Denn die Herren wohnten in der Stadt oder auf ihren vornehmsten Landsitzen. Die Landleute unterschieden sich von ihnen nur schon äußerlich durch ihre Tracht.

Diese Tracht war allerdings bloß innerhalb der einzelnen Talschaft oder Landschaft einheitlich. Es stand um sie gleich wie um den gesamten Verbrauch und die ganze Erzeugung der Bauern alten Schlages: sie war an einen Ort gebunden. Die Vereinheitlichung des Lebensstils und der

¹⁾ Vgl. Berfs. „Der Schweizer Bauer im Zeitalter des Frühkapitalismus (Die Wandlung der Schweizer Bauernwirtschaft im 18. Jahrhundert und die Politik der ökonomischen Patrioten)\", 2 Bde., Verlag von Paul Haupt, Bern und Leipzig

Arbeitsweise, welche die moderne Gesellschaft kennzeichnet, hat zu Voraussetzungen einen regen, weit ausgreifenden Verkehr und einen nachhaltigen Austausch der Produkte. Die Bauern der Frühzeit waren im Gegenteil noch stark mit ihrer engsten Heimat verbunden; in ihrer Mehrheit hielten sie der angestammten Scholle die Treue. Von ihren Erzeugnissen brachten sie nur einen kleinen Teil am Markte zum Verkauf; deshalb besaßen sie die Mittel nicht, um einen großen Ausschnitt ihres Bedarfs mit Gütern zu decken, welche anderswo als auf dem eigenen Hofe erzeugt worden waren. Sie arbeiteten vorab für die Selbstversorgung, für den eigenen Bedarf. Was die umgebende Natur reichlich hervorzubringen imstande war, erzeugten und genossen sie in größeren Mengen. Was sie nur färglich zutage förderte, trat auch im bäuerlichen Konsum nicht stark zutage. Verbrauch und Produktion der Bauern waren deshalb in der Frühzeit einfach, einseitig, funktionslos, in hohem Maße abhängig von der Art der Erdreichs und von der Unbill der Wetter.

Aus dieser Abhängigkeit ergab sich eine besondere Bindung an die Natur. Hinter Blitzschlag und Unwetter ahnten die Bauern das Walten dunkler Mächte; Feld und Wald schienen mit Dämonen belebt; das Vieh galt ihnen nicht als unvernünftige Kreatur, sondern als der treue, verständige Arbeitsgefährte. Den Kirchen gelang es nur unvollkommen, diese oft furchtsame, oft auch abergläubische Verehrung der Natur durch christliche Anschauungen zu erlösen. Von dieser engen Bindung an den Boden waren das Misstrauen und die Missetzung eingegangen, mit welchen die Bauern der alten Zeit allen Kreisen begegneten, die sich nicht dem Landbau widmeten. Aus der gleichen Quelle röhrt die Vorliebe her, welche die Armen vom Lande für solche Formen des Nebenerwerbs empfanden, die mit dem Boden in Verbindung standen. Gleich erklärt sich der Umstand, daß die hablichen Bauern ihr Vermögen vorab in Grundbesitz, in grundpfändlich versicherten Darlehen und in Grundgesällen anlegten, daß sie aber jeden Standesgenossen misstrauisch als Geizhals ansprachen, welcher große Mengen baren Geldes bei sich anhäufte.

Die ortgebundene Eigenart der bäuerlichen Wirtschaft war nicht bloß durch die umgebende Natur, sondern auch durch die herrschende Überlieferung bedingt. Als Träger dieser Überlieferung trat nicht der einzelne Bauer auf, sondern die Sippe oder die Gemeinde, in deren Kreis er lebte und wirkte. Die Rücksicht auf die Sippe beherrschte vorab die Bauern, welche auf einsamen Höfen hausten. Diese Patriarchen waren bestrebt, ihr Gut nach Ausdehnung und Pflege in dem Stande zu hinterlassen, in welchem sie es von ihren Eltern geerbt hatten. Nicht Mehrer, sondern Hüter des Erbes wollten sie in erster Linie sein. Nicht neue, gewinnbringende Wirtschaftsverfahren suchten sie, sondern die Erhaltung derjenigen Bräuche und Techniken, welche sich bei ihren Vorfahren eingelebt und auf dem ererbten Gut bewährt hatten. Auch ihre Söhne erzogen sie deshalb zur Erfurcht vor den überkommenen Anschauungen und Arbeitsmethoden. Die Über-

nahme fremder Sitten, neuer Bräuche legten sie ihnen als Ungehorsam aus. Wie der Vater in Stall und Scheune, in Wald und Feld, so verfuhr die Bäuerin bei der Bereitung von Speise und Trank, bei der Herstellung der Gewänder, bei der Verwaltung der Vorräte, bei der Bearbeitung der Gemüsepünften und der Flachsäcker.

Verzichteten die Eltern auf die Leitung des Hofs, dann nahm zumeist der jüngste Sohn als Anerbe die Zügel in die Hand, und die älteren Geschwister pflegten sich seinen Weisungen so gut zu fügen wie das Gesinde. Der Anerbe war auch als erster zur Heirat berufen und berechtigt. Wie er selbst, so achteten die Geschwister bei der Gattenwahl darauf, ob sie dem väterlichen Hof eine tüchtige Arbeitskraft oder gut gelegenes Land oder ansehnliche Betriebsmittel zuführen könnten. Denn der Dienst am gemeinsamen Erbe ging allem anderen vor.

In den Gegenden der Dorfsiedlung wurde der konervative Einfluß der Sippe zumeist verschärft durch die Schranken, welche die weitere Gemeinschaft des Dorfes der Entfaltung des bäuerlichen Menschen setzte. Die Häuser lagen hier nahe beieinander und dienten vielfach mehreren Familien als Döbisch. Die meisten Ortsbürger waren miteinander verwandt oder verschwägert. An den Festen der Taufe und Hochzeit, sowie an den Beerdigungen war das ganze Dorf bei dem Nachbarn und Genossen zu Gast. Die Jugend fand sich beim Spiel und bei der Wartung der Gemeindeherden zusammen, die Frauen trafen sich am Brunnen und an „Lichtstübchen“. Die Männer aber standen beim Kampf um die Nahrung, bei der Pflege des Ackers und des Weidgrunds in unausgesetzter Berührungen. Sie verrichteten gemeinsam das Gemeindewerk an Straßen und Allmend. Sie führten gemeinsam den Anbau der Dreifelderflur durch, weil sich zwischen die Äcker keine besonderen Zufahrtswege legten. Zur gleichen Zeit zogen sie alle aus zur Saat, zur Wartung der Kulturen und zur Ernte. Bei den großen Werken und bei Bauten halfen sie einander kräftig aus. Im Winter fällten sie gemeinsam die nötigen Stämme im Gemeindeforst... Spott und Widerstand mußte in dieser Gemeinschaft ernten, wer mit neuartigen Verfahren, anderen Feldfrüchten, besonderem Werkzeug arbeiten wollte. Die fremden Einwanderer, von denen allenfalls Neuerungen ausgehen können, hielten die Dorfschästen von sich fern durch hohe Einzugsgeoder, die oft in starkem Mißverhältnis standen zu dem realen Wert eines Bürgerrechtes.

Auf diese Weise entstand eine gewisse Gleichförmigkeit der wirtschaftlichen Haltung und der Lebensführung. Eine Gleichheit des Besitzes bildete sich jedoch nicht heraus. In jedem Dorfe gab es Reichtum und Armut, Herrschaft und Abhängigkeit. Neben der Deckung des Bedarfes gingen als Wirtschaftsziele stets einher die Mehrung einer solchen Herrschaft oder die Behebung einer derartigen Abhängigkeit. Die Steigerung des Ansehens unter den Dorfgenossen, der realen Macht innerhalb der Gemeinde war den Bauern alten Schlages ein ernstes Anliegen. Erwerb, welcher diesem Ziel

nicht dienen konnte, war ihnen fast gleichgültig; auf den Vorsprung vor den Nachbarn und auf seine Dauer kam es ihnen an. Manche Bauern trieben sogar einen übermäßigen Aufwand an Almosen, Gespann, Gefährt und Bauten, welcher sich nur daher erklären lässt, daß er ihr Ansehen und ihre Geltung zu heben geeignet war.

Die Sippe und die Dorfschaft lenkten die Wirtschaft der Bauern mit den Mitteln des sozialen Zwanges und der Konvention in bestimmte Bahnen. Darüber hinaus aber setzten ihr auch das bäuerliche Gewohnheitsrecht und das von der Obrigkeit geschützte Lehensrecht enge Schranken. Auf den Äckern der Dreifelderflur lastete beispielsweise der Zwang, in regelmäßigen Abständen ein Jahr der Brache einzuschieben. Auch mußten sie, nach alter bäuerlicher Säzung, zu bestimmten Jahreszeiten dem Vieh der ganzen Gemeinde zum Weidgang offen stehen. Endlich waren sie mit Zehnten belastet, die in Naturalien entrichtet wurden. Diese Zehnten bemessen sich nach der Höhe des Rohertrags (nicht der reinen „Rendite“), sodaß kein Anreiz bestand, die Schwere der Last durch eine Intensivierung des Anbaus abzuschwächen. Diese Intensivierung fiel aber auch deshalb schwer, weil der bare Erlös aus dem kleinen, zum Markt gelangenden Teil der Ernte nicht frei verfügbar war und zur Kapitalbildung verwendet werden konnte. Er mußte vielfach zur Errichtung von Bodenzinsen, von kleinen Zehnten und von ursprünglich leibherrlichen Gefällen verwendet werden, die alleamt auf Geldbeträge lauteten. Auch die starre Ordnung des Eigentumsrechtes an landwirtschaftlichen Boden erschwerte eine neue Orientierung des Landbaus: Die zahlreichen Erblehen durften nicht aufgeteilt werden, und außerdem mußte von vielen Bodenverkäufen ein „Lob“ an den Grundherrn entrichtet werden. Endlich hat die Belastung des Bodens mit ewigen, unablässlichen „Gülden“ zur Erstarrung des Anbaus erheblich beigetragen.

II.

Diese vorkapitalistische Form der Bauernwirtschaft ist keine ursprüngliche Schöpfung des 18. Jahrhunderts. Ihre Anfänge und wohl auch ihre Blüte liegen im Mittelalter. Ebenso sind die Kräfte, welche ihre Auflösung herbeigeführt haben, nicht im 18. Jahrhundert zum ersten Mal aufgetreten. Besonders in den Berggegenden, welche durch die Paßgängerei, die Viehzucht und die Käseerei am interlokalen Verkehr stark beteiligt waren, setzte der Umschwung schon im 16. und 17. Jahrhundert ein. Selbst die entscheidende Auseinandersetzung zwischen der alten und der neuen Wirtschaftsweise fällt nicht in das 18. Jahrhundert. Doch ist zu jener Zeit der Grund zu ihr gelegt worden; in Reim und Kern entstanden damals die weitreichenden Aufgaben und Nöte, mit welchen das schweizerische Bauerntum sich in seiner Gesamtheit während dem 19. Jahrhundert auseinanderzusetzen mußte.

Die Entfaltung des politischen Liberalismus im 19. Jahrhundert kann nicht verstanden werden ohne Beschäftigung mit den aufgeklärten Poli-

tikern und Pädagogen, welche die Schweizerstädte zwischen 1750 und 1800 hervorgebracht haben. Ebenso läßt sich die Umgestaltung der schweizerischen Landwirtschaft im 19. und im beginnenden 20. Jahrhundert nicht hinlänglich erfassen ohne eingehende Analyse der Wandlungen, welche die Bauernwirtschaft schon im 18. Jahrhundert erfassen. In ihrer Gesamtheit sollen diese Wandlungen, wie schon gesagt, als „kapitalistische Entwicklung des Bauerntums“ bezeichnet werden. Dieser Begriff besitzt für uns jedoch nicht den chiliasmischen Sinn, welchen der revolutionäre Marxismus ihm unterschreibt, noch die kritisch-polemische Bedeutung, die ständisch-konservative Theoretiker ihm beilegen. Er umschreibt in unseren Augen nichts mehr als die allmähliche Durchsetzung des Bauernstandes mit den Vorstellungen und Gewohnheiten des neuzeitlichen Bürgertums; er bezieht sich auf eine Seite jener umfassenden Verflechtung von Bauerntum und Urbanität, welche Professor Emil Dürr in einer seiner letzten Arbeiten geschildert hat.

Diese Entwicklung nahm ihren Ausgang nur zum Teil von den Bürgern der schweizerischen Städte. Überhaupt liegt ihr Ursprung nicht völlig außerhalb der Bauernwirtschaft; vielmehr läßt sie sich auf endogene und exogene Ursachen zurückführen. So ist etwa die Weitung des bäuerlichen Bedarfs wesentlich aus Einfüssen der nichtbäuerlichen Umwelt zu erklären. Doch wies die Bauernwirtschaft alten Schlages selbst gewisse Ansatzzpunkte für diesen Vorgang auf. Um ihre Geltung vor den Dorfgenossen zu heben, aber auch aus ursprünglicher Sinnenlust neigten die Bauern der Frühzeit nämlich allgemein zu einer gewissen Üppigkeit bei Festen, zu einer behäbigen Prachtentfaltung bei Gelegenheiten, da es zu zeigen galt, „daß man nicht von schlechten Eltern stamme“. Aus diesem gesunden, ursprünglichen Hang mußte sich eine folgenschwere Weitung des Bedarfs an Marktgütern und damit auch eine wesentliche Steigerung des Geldaufwandes ergeben, sowie Handwerker, Händler und Wirte gegen baren Entgelt Möglichkeiten zu seiner Befriedigung in immer neuer Form, zu jeder Zeit und in kaum begrenzten Mengen anboten. Bedeutsam war dieses Zusammentreffen namentlich auf dem Gebiet des Bauens. Wenn an die Wohn- und Wirtschaftsräume Ansprüche gestellt wurden, welche bloß berufsmäßige Handwerker noch befriedigen konnten, — wenn eine Bauerngemeinde mit allem Stolz und Selbstbewußtsein an den Bau eines neuen Gotteshauses herantrat, so wurden Aufwendungen notwendig, welche den Rahmen der alten Bauernwirtschaft vielfach zu sprengen drohten.

Grundlegend wurde die Weitung des bäuerlichen Bedarfs jedoch von einer halb bäuerlich, halb städtisch gearteten Mittelschicht beeinflußt, welche vermittelnd, verbindend, ausgleichend zwischen Bürgern und Bauern stand. Da waren die durchtriebenen Rechtsagenten, welche den Landmann in allerlei Geschäfte und gewagte Prozesse zu verwickeln wußten. Da waren die Gastwirte, welche sich durch Überredung und Schmeichelei im Bauern einen treuen Kunden zu sichern wußten; und in den Gasthäusern trafen die Landleute Fuhrleute an, welche sich mit fremden Sitten des Verbrauchs brüsteten.

Auch die jungen Leute aus den Dörfern, die als Mägde und Dienerinnen, als Söldner, Diener, Handlungsgehilfen und Arbeiter in fremde Dienste traten, verbreiteten neue Gewöhnungen auf den Höfen. Die Hausindustrie brachte Verdienst aufs flache Land, und wie die Heimarbeiter, so versuchten bald auch die anderen Dorfgenossen, um bares Geld ein Stückchen des Herrenlebens zu erhaschen, das sie bei Verlagsherren und Fergern bewunderten. Zahllose Grempler und Hausierer, Krammer und Säumer suchten sich überdies Gewinn zu verschaffen, indem sie den Bauern die Güter des städtischen Verbrauchs nahe brachten; nicht nur die Jahr- und Viehmärkte, die Käilben und Messen, sondern auch die entlegensten Höfe wurden zu Schauplätzen dieses verzweigten Handels. Daß endlich der Geldaufwand der Bauern und der Dorfgemeinden durch die Umläufungen und Kriege an der Jahrhundertwende wesentlich gesteigert wurde, versteht sich von selbst.

Schwerer als die Gewöhnung an neue Formen des Verbrauchs fiel den Bauern die Beschaffung der erforderlichen Geldmittel. Am nächsten lag die Versuchung, Schulden zu machen. Denn die Händler, Handwerker und Wirte gaben den benachbarten Bauern gerne Waren auf Borg und hielten sich am Ertrag der nächsten Ernte oder gar an der Substanz der Höfe schadlos. Auch fanden die Landwirte bei ihren reichen Standesgenossen sowie unter den Bewohnern der Städte eine große Bereitwilligkeit zu Darlehen auf Grundpfand; denn wegen des dichten Verkehrs und der wachsenden Industrialisierung des Landes mehrte sich das anlage suchende Kapital in jener Zeit erheblich... Darlehen zur Finanzierung des Verbrauchs sind von altersher gefährlich; die Bauern alten Schlags ließen sich zudem häufig ohne hinlängliche Sorgfalt und Erfahrung mit Geldgebern ein, die sie allmählich um Hab und Gut zu bringen verstanden.

Weniger bedenklich war ein anderer Weg, auf dem die Bauern den steigenden Geldbedarf zu decken versuchten. Sie setzten ihr Misstrauen gegen nichtbäuerliche Begangenschaften hintan und traten neben den eigentlichen Dorfarmen und Hintersassen in den Dienst der frühkapitalistischen Hausindustrie. An anderen Orten besorgten sie in städtischem Auftrag Fuhren um baren Lohn. Außerdem ließen sie sich selbst auf die Errichtung von Kramläden, auf Haus- und Straßenhandel, sowie auf Geschäfte mit den Rohstoffen der ländlichen Hausindustrie ein.

Entscheidend für die Gesamtentwicklung des Bauerntums war jedoch die Ausrichtung der Landwirtschaft selbst auf den neuen Geldbedarf, die Kommerzialisierung der bäuerlichen Produktion. Vor allem versuchten die Bauern, von den seit jeher erzeugten Gütern einen größeren Teil mit mehr Bedacht als bisher zum Verkauf zu bringen. Sie legten Vorräte an, um eine günstige Wendung am Markte abzuwarten. Sie lieferten an Fürkäufer und Hodler, statt die von Obrigkeit verordneten Märkte abzuwarten. Sie vernachlässigten die überlieferten Absatzgebiete zugunsten besonders gewinnbringender Gelegenheiten. Unter den verschiedenen Betriebszweigen bevorzugten sie immer mehr diejenigen, welche den größten geldwerten Er-

trag abzuwerfen geeignet waren. Um den Bauerlös aus der Ernte zu steigern, intensivierten sie den Anbau: so erwirkten sie für einzelne Äcker die Erlaubnis, sie durch Häge vor dem allgemeinen Weidgang zu schützen; sie pflanzten auf ihnen Klee und Esparsette an und gingen von der Weidewirtschaft wenigstens teilweise zur Stallfütterung über. Des weiteren nahmen sie jungfräulichen Boden unter den Pflug und dehnten auf diese Weise die Grundlage ihres Erwerbs aus. Industriepflanzen wurden erstmals eingeführt, und der Handel mit landwirtschaftlichen Nebenerzeugnissen, wie Obst und Gemüse, wuchs immer mehr.

Diese ganze Entwicklung ist im 19. Jahrhundert unter dem Einfluß der überseeischen Konkurrenz beschleunigt und in scharfen Formen fortgeschritten. Aber auch eine andere Erscheinung der neueren Agrarentwicklung, die Landslucht, findet im 18. Jahrhundert ihre Entsprechung. Aus den stadtfernen und verkehrsarmen Gegenden siedelten Täner und Hintersassen nach den Ortschaften über, welche den Städten benachbart lagen. Dort erzeugten sie in arbeitsintensiven, oft gartenmäßig bebauten Kleinbetrieben für den städtischen Markt vorab die rasch verderblichen Früchte, Gemüse und die frische Milch. Ihre Kinder widmeten sich schon allerlei städtischen Begangenschaften.

Derartige Wandlungen in Verbrauch und Erzeugung konnten an der Wirtschaftsgesinnung der Bauern nicht spurlos vorübergehen. Vor allem die starke Bindung an die ererbte Scholle, den angeborenen Stand, die Familie und das Dorf verlor zusehends an Gewicht. An ihre Stelle trat ein selbständiger, freiheitlicher, egozentrischer Geist, der neuzeitliche Individualismus. Die Autorität der bäuerlichen Patriarchen geriet ins Wanken; die ursprünglichen, geschlossenen Hofbetriebe wurden in kleinen Abschnitten unter die Erben verteilt; das alte Bewußtsein der ständischen Beschränkung zerfiel. Der Gemeinbesitz an Wald und Weide wurde in manchen Dörfern aufgeteilt, und die fürsorgliche Teilnahme der Dorfschaft am Ergehen aller ihrer Glieder schwand dahin. Um den Ertrag ihrer Felder uneingeschränkt genießen zu können, versuchten die Bauern da und dort, die mittelalterlichen Grundgesälle und die ewigen Gültens loszukaufen. Mit dieser Forderung rührten sie an die wirtschaftlichen Grundlagen von Staat und Kirche.

Der neue Individualismus entstammt weniger vernunftmäßigen Überlegungen als vitalen und religiösen Spannungen im Bauerntum. Aber in seiner Wirkung hat er die rationale, bürgerliche Umgestaltung der Bauernwirtschaft wesentlich gefördert. Als zweites Element des neuen Wirtschaftsgeistes machte sich im ausgehenden 18. Jahrhundert bei den Bauern ein beharrlicher Wille zum Erwerb baren Geldes, zur planvollen Rechenhaftigkeit bemerkbar. Wegen der Unterschiede in Konfession, Bildungsstufe und Verwaltungssystem setzte er sich von einer Gegend zur anderen im Landvolk ungleich durch. Trotzdem verdient die Tatsache festgehalten zu werden, daß weder der Individualismus noch die Rechenhaftigkeit durch die liberale

Bewegung des 19. Jahrhunderts in das Bauerntum getragen worden sind. Zwischen 1830 und 1870 konnte es sich höchstens noch darum handeln, Bestrebungen zu verschärfen, zu welchen der Grund schon im voraufgehenden Jahrhundert gelegt worden war.

III.

Die „Erziehung“ zur Rechenhaftigkeit ging nicht von Schulen aus, sondern eher von den städtischen Verbrauchern und Gläubigern oder von den Fürfäufern, Wirten, Meßgern und Viehhändlern, mit welchen die Bauern beim Verkauf ihrer Erzeugnisse in Berührung kamen. Diese Kreise hatten eigentlich allen Grund, zu wünschen, daß die Bauern ihre alte Denkweise beibehielten; sie leisteten ihre „erzieherische“ Arbeit deshalb meistens wider Willen und ohne Wissen. Ähnlich lagen die Verhältnisse bei jenen aufgeklärten Städtern und Landjunkern, die sich als „Ökonomische Patrioten“ gegen Ausgang des 18. Jahrhunderts um die vernunftgemäße Erneuerung der bäuerlichen Wirtschaft bemühten. In ihrer Absicht lagen einzig die Festigung des alten Bauernstandes, die Erneuerung des ständischen Wirtschaftsaufbaus, die Stärkung der alten landesväterlichen Staatsordnung. Aus dieser konservativen Einstellung erklärt es sich, daß sie die Angleichung des bäuerlichen Bedarfs an den städtischen Verbrauch, sowie die Zersetzung des bäuerlichen Standesbewußtseins durch den neuen Individualismus scharf bekämpften. Wenn aber von ihrer Arbeit überhaupt eine praktische Wirkung ausgegangen ist, so lag sie eindeutig auf der Linie der kapitalistischen Entwicklung, die weit über die Kleinstaaterei des 18. Jahrhunderts hinausweist.

Durch ihre staatspolitische Einstellung gerieten die Ökonomischen Patrioten in deutlichen Gegensatz zu den demokratischen Revolutionären, die sich gegen Ende des 18. Jahrhunderts auch in der Schweiz um Jean-Jacques Rousseau scharten. Ihr Staatsideal rückte sie anderseits in die Nachbarschaft der Physiokraten. Doch ist es irrig, die schweizerische Bewegung als Ausfluß des Physiokratismus hinzustellen, — mag dieser Irrtum noch so oft begangen werden. Denn durch ihre besondere soziale Schichtung, durch ihre empirische Einstellung und ihre praktische Arbeit war sie deutlich von ihm unterschieden.

Diese Arbeit bereiteten die Ökonomischen Patrioten sehr methodisch vor. Einmal verschafften sie sich genauen Einblick in die Lage der Bauern durch die Beschreibung einzelner Orte oder Landstriche, durch agrarstatistische Erhebungen, durch private Gespräche und durch feierliche Unterredungen mit den Bauern. Außerdem stellten sie mit Versuchen fest, welche landbaulichen Neuerungen sich mit Gewinn in die Bauernwirtschaft einführen ließen. Endlich prägten sie verschiedene Verfahren aus, mit welchen sie die Bauern für ihre Reformen gewinnen wollten: diejenige des praktischen Vorbilds, die der Wettbewerbe, diejenige der gedruckten Anleitungen und des Schulunterrichts in landwirtschaftlichen Dingen.

Die Reformen, welche die Ökonomischen Patrioten planten und ins Werk setzten, bezogen sich auf zwei getrennte Gegenstände: auf die Bauernwirtschaft alten Schlages und auf jene Gruppen des Landvolks, welche schon von der kapitalistischen Entwicklung erfaßt worden waren. Für die von Ort zu Ort verschiedene Eigenart der alten Bauernwirtschaft hatten die Ökonomen kein Verständnis. Auf mannigfache Art versuchten sie das Landvolk vielmehr aufzumuntern, aus den Errungenschaften ihrer Nachbarn und den Fortschritten des Auslands Nutzen zu ziehen. Der überkommenen Ausrichtung des Landbaus auf die Selbstversorgung stellten sie die Notwendigkeit des Warenaustauschs, des Verkehrs mit dem Markte entgegen und machten zahlreiche praktische Vorschläge zur Kommerzialisierung der Landwirtschaft. Auch daß der Nebenerwerb der Landsassen bloß mit dem Landbau zusammenhängen solle, leuchtete ihnen nicht ein; deshalb wurden sie vielfach zu Borkämpfern der Hausindustrie. Der abergläubischen Naturverehrung und dem starren Traditionalismus der Bauern alten Schlages stellten sie die Gründe der Vernunft und mannigfache praktische Neuerungen entgegen.

In diesem Zusammenhang griffen sie auch die starke Bindung des Landvolks an die Familie und die Dorfgemeinschaft an. Sie förderten mit allen Mitteln solche Bauern, die nach Art des Kleinjoggs den Mut aufbrachten, unabhängig und selbstständig an der Fortentwicklung ihrer Wirtschaft zu arbeiten, und sie unterstützten tatkräftig die Gemeinden, welche die Aufhebung des Weidgangs in der Ackerflur oder die Aufteilung der Allmenden in Angriff nahmen. Die Notwendigkeit und Berechtigung der Grundgefälle zweifelten sie nicht an; wohl aber bekämpften sie die planlose, unwirtschaftliche Form, in welcher sie erhoben wurden. Das Wirtschaftsziel der Geltung unter den Dorfgenossen hatte in den Augen der Ökonomen kein Daseinsrecht. Denn einmal hinderte es die Bauern daran, ihre Arbeit derart zu gestalten, daß sie den größtmöglichen geldwerten Ertrag abwarf. Außerdem widersprach es dem Gebot der innerweltlichen Askese, welchem sich die protestantischen Anhänger des Ökonomischen Patriotismus freudig unterwarfen. Endlich unterband es das Vordringen jenes nüchternen, überlegten Wirtschaftsdenkens, welches die Ökonomen an den städtischen Kaufherren und Industriellen bewunderten.

Mit ihrer Arbeit an der alten Bauernwirtschaft hatten die Ökonomen noch eher Erfolg als mit den Korrekturen, welche sie an der vom Volke ausgehenden, schrittweisen Wandlung des Bauerntums anbringen wollten. So viel sie auch predigen mochten, es gelang ihnen nicht, die fortschreitende Einstellung des bäuerlichen Aufwands auf bürgerliche Maßstäbe aufzuhalten oder die Überlastung der Güter mit Konsumtivkrediten zu verhindern. Auch konnten sie die wenig vermögenden Landleute nicht davon abbringen, daß sie die Hausindustrie aus einem bloßen Nebenerwerb zur Hauptbeschäftigung machten und auf diese Weise die hergebrachte Arbeitsteilung zwischen Stadt und Land zerstörten. Mit welcher Wucht diese Wandlung einsetzte und

mit welcher Schärfe sie das Bauerntum bedrohte, geht aus den Bauernschriften Johann Heinrich Pestalozzis deutlich hervor. Jeremias Gotthelf und Xaver Herzog haben den Prozeß schon in seiner vollen Entfaltung¹⁾ erlebt und geschildert. Als sich die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen den Ländern und Erdteilen immer mehr verdichteten, wurde der Übergang von der alten zur neuen Wirtschaftsweise aus einer bloßen Versuchung, einer freien Entscheidung des einzelnen vollends zu einem Zwang für die bäuerliche Masse. Während des Weltkrieges hat die kapitalistische Form der schweizerischen Bauernwirtschaft vielleicht ihre höchste Blüte erreicht. Heute ist dem Bauernstand und der Agrarpolitik die schwere Aufgabe gestellt, zwischen den alten Überlieferungen, die da und dort noch in Bruchstücken lebendig sind, zwischen den „Errungenschaften“ der jüngeren Agrarentwicklung und zwischen den Erfordernissen einer neuen, harten Zeit den Ausgleich zu suchen. Von einer Lösung der Aufgabe sind wir noch weit entfernt. Dieser ungelöste Zustand der Schwebe verschärft die kulturelle, soziale und politische Krise, welche zur Zeit unser Land erschüttert.

Die Mandchurei als wirtschaftliches und politisches Kraftfeld.

Von G. Fochler-Hauke.

VI.²⁾

Auch in Japan gibt man zu, daß ein Krieg gegen die Sowjetunion ungleich gefährlicher sein dürfte, als es die Auseinandersetzung von 1904/5 gewesen ist. Damals war das Inselreich einfach unangreifbar. Heute aber ist die Bedrohung aus der Luft beängstigend. Hat sich auch die japanische Festlandsstellung gegenüber jener Zeit riesig gefestigt, so ist im Verhältnis zu 1904/5 die russische Stellung im Fernen Osten noch ungleich mehr ausgebaut. Damals war der ganze russische Fernen Osten abhängig in der Versorgung vom viele 1000 km entfernten Westen und nur eine einzige eingleisige Bahn diente dem Verkehr. Heute ist diese Bahn zweigleisig, aber, da sie streckenweise gefährlich nahe an Manchukuo entlang läuft, hat man in geradezu bewundernswerter Schnelligkeit und unter Nichtachtung aller Opfer an Menschen und Geld, einige 100 km weiter nördlich einen zweiten transbaikalischen Schienengang angelegt, der heute nahezu fertig und, infolge der atmosphärischen und Reliefsverhältnisse, selbst für japanische Flugzeuge schwer erreichbar ist. Man hat aber darüber hinaus

¹⁾ Vergl. den Aufsatz: „Xaver Herzog und der Stand der Bauern“ in den „Schweizer Monatshäften für Politik und Kultur“ vom Jahre 1929.

²⁾ Vergl. Hefte 6, 7, 8, 11 und 12, XV. Jahrgang.